

ALEXANDER PUCHTLER

[INST]

GESCHICHTEN ÜBER GEWALT
UND BEHINDERUNG

FREI**GEIST**
AUTORENVERLAG

© 2025 Alexander Puchtler

2025 Frei!Geist Autorenverlag

Alexander Kiensch

Neuhaldenstraße 56,

70825 Korntal-Münchingen

Druck: epubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Printed in Germany 2025

ISBN

Inhalt

PROLOG: EIN VERSUCH ZU ERAHNEN	7
TOMMI	9
MARLOWSKI	12
MARKUS	23
WIE MAN IN DER [INST] ÜBER MENSCHEN REDET I	31
MATTEO	34
DIE PSYCHOLOGIE DER [INST] I	43
ANIL	44
WAS IST DIE [INST]?	53
ANTON	67
DIE [BELIEBIG AUSTAUSCHBARE HEIMLEITUNG] MIT DEN SAMT- HANDSCHUHEN	81
DIE PSYCHOLOGIE DER [INST] II	87
DITTMANN	88
EIN GESPRÄCH MIT DER [BELIEBIG AUSTAUSCHBAREN LEI- TUNGSPERSON] IN DER [INST]	92
DIE PSYCHOLOGIE DER [INST] III	104
SCHRÖDER	105
ANSICHTEN EINES TEAMS IN DER [INST]	115
WIE MAN IN DER [INST] ÜBER MENSCHEN REDET II	118
REA	120
EIN VERSUCH GEGEN DIE [INST] INNERHALB DER [INST]	148
DIE PSYCHOLOGIE DER [INST] IV	160
LÄSST SICH DIE [INST] AUSHALTEN?	161
NACHWORT: IM WIDERSPRUCH ZUM BESTEHENDEN	170
LITERATURVERZEICHNIS	189
ANMERKUNGEN	196

Prolog: Ein Versuch zu erahnen

Eines Tages, als ich aufwachte und geistig behindert genannt wurde, konnte ich nicht sprechen. Nicht gut sprechen. Was ich sagte, war schief, und was anderes gab es nicht. Ich war laut, ganz laut, und das war so ähnlich wie sprechen, so ähnlich wie ein Wort. Doch weder ich wusste das noch die anderen. Die anderen sahen mich komisch an. Ihre Gesichter waren schief, waren immer schief, immer, wenn ich etwas zu ihnen sagte. Oder sie waren starr. Oder sie waren wissend. Sie wussten immer, dass etwas mit mir war. Und ich wusste es jetzt auch.

Als ich geistig behindert genannt wurde, machte ich Ärger. Ich war nichts als Ärger. Und ich wusste von nichts, was nicht Ärger war. Ich lachte und ich schrie. Nichts als Ärger. Das wusste ich. Die anderen auch. Und es war so, als wäre ich dieser Ärger, als wäre ich so, wie ich wirklich bin. Also war ich Ärger, so gut es ging.

Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich in dieser Einrichtung, wo man mir sagte, man würde mich verstehen. Man würde verstehen, dass ich geistig behindert war, und man würde mir helfen. Man würde mir helfen, so zu sein, wie ich bin. Und ich sagte ja, helft mir, und man half mir, so gut es ging. Und ich fühlte mich besser und dann nichts mehr. Ich war jetzt in Sicherheit.

Als ich geistig behindert genannt wurde, waren da noch andere in dieser Einrichtung. Die anderen sagten, sie wüssten, wie man mehr sein könnte als Ärger, sie kannten Tricks. Man musste leise sein. Und heimlich. Und manchmal wurde einem gesagt, dass man mehr sei als Ärger, aber was, das wusste ich nicht. Wir wurden gelobt, wenn wir kein Ärger waren, doch dann waren wir gar nichts mehr. Man musste heimlich sein. Und leise. Oder gar nichts.

Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich schon immer so. Ich war nie anders gewesen. Ich wusste nicht, ob ich das wollte. Aber ich war so, wie ich bin, so gut es ging.

Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich immer draußen. Es war immer Getuschel und ich immer draußen, wenn die da standen. Im Kreis. Immer. Ich konnte nicht rein. Ich wollte nicht rein. Die konnten mir nichts befehlen. Hier draußen war ich so wie immer. Da drinnen war ich gar nicht oder anders.

Als ich geistig behindert genannt wurde, mochte ich. Ich mochte sehr. Aber mehr war das nicht, sagte man mir. Ich konnte Anja nur sehr mögen. Mehr nicht. Es war anders als bei den anderen. Und sehen durfte ich sie nicht so oft. Ich wusste eigentlich nichts. Die anderen wussten alles. Und ich wollte gar nichts mehr wissen.

Als ich geistig behindert genannt wurde, konnte ich nur schreien und lachen. Mehr konnte ich nicht. Wenn ich lachte, lachten die anderen auch. Wenn ich schrie, schauten sie weg oder zeigten mit dem Finger oder schrien auch. Oder sie sagten, ich solle nicht schreien. Aber lachen wollte ich auch nicht.

Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich nicht viel. Weil die wussten und ich nicht. Und die, die konnten mehr als mögen, mehr als lachen und schreien, mehr als Ärger. Ich konnte nicht viel, das wusste ich. Jeden Tag wusste ich das. Jede Sekunde.

Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich, bis ich irgendwann nichts mehr war. Und ich war allein. Mit all den anderen. Immer allein. Als ich geistig behindert genannt wurde, war ich, so gut es ging, ich und immer allein.

Tommi

Tommi trägt Vollbart und schiefe Zähne, zwei fehlen in der Mitte, und wenn Tommi hustet, kracht und pfeift es, als würde ein antiquierter Schiffsmotor nicht anspringen wollen. Er sitzt auf der Bank und zieht an seinem Bier, zieht es zwischen seinen Eckzähnen hindurch, »Swieetsch«, und wirkt dabei stoisch, fast wie ein Buddha, dem er auch bezüglich seiner Körpermitte ähnelt. Er sitzt auf der Bank vor dem Späti, neben anderen Menschen, fängt unverfängliche Gespräche an, brummt ein wenig. Er tastet sich heran, erzählt ein, zwei Dinge über Fußball – es ist gerade WM – spielt Sätze wie Doppelpässe, bestätigt mit kurzen Jas und nennt andere Männer am Tisch gerne »Großer«. Dann kommt ein Rollstuhlfahrer heran, fragt nach einer Zigarette und erzählt von Sokrates und davon, dass wir alle Philosophen seien. Er behauptet, man müsste nur einen Satz wirklich wissen, das würde reichen, mehr bräuchte man nicht, einen Satz wissen und diesen sagen, das würde genügen, wie der Dicke aus dem Film *Evolution*, der hatte nur einen Satz im ganzen Film, eine Mikrosprechrolle, und er wusste schon zu Beginn die Lösung. Dann fragt Tommi, warum ich so nett bin, und ebenfalls Jerome Merkel, den Boxweltmeister aus dem Wedding, mit dem ich an diesem Abend verabredet bin, und er fragt mich, ob ich mit »Behinderten« arbeite, denn er selbst sei behindert und der Mann im Rollstuhl ebenfalls. Das würde man merken, meint er, weil ich nett sei. Er, Tommi, sei lernbehindert. Das sagt er, und er macht eine wischende Bewegung mit der flachen Hand in der Höhe seiner Stirn, und er erzählt davon, dass sich normalerweise keiner so wirklich mit ihm unterhält, die Leute schnell aggressiv werden würden.

Der Mann im Rollstuhl erzählt mittlerweile davon, dass es doch sinnvoll wäre, die Saugkraft von Pflanzenwurzeln zu mes-

sen, und wieso noch niemand auf diese Idee gekommen sei. Tommi nickt und sagt gelegentlich: »Versteh ich nicht.« Dann geht es um Ötzi und weshalb seine Frau nicht gefunden wurde, den Titanimitarbeiter, der sich bei *Wetten Dass...?* eigenschlichen hatte, und um die Philosophie, die den Charakter des Menschen stärkt. Tommi erzählt, dass er aus der Uckermark kommt und seit 13 Jahren in Berlin wohnt. Ob es ihm hier gefällt? Nein. Und dann erzählt er mehr, von der Gegend in Friedrichshain, die er gut kennt, von anderen Spätis, von Punks und Nazis, von seiner Frau, die ihn alle 20 Minuten anruft und mit der er seit vier Jahren verlobt ist, obwohl er nicht heiraten möchte. Tommi ist sympathisch, hat einen trockenen Humor, und er sagt: Ich bin behindert, ich bin unter euch. Ich bin schlechter als ihr.

Alle Versuche, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, prallen nicht nur an ihm ab, sie sind naiv. Sie sind nichts als Lippenbekenntnisse, Floskeln. Er sagt, er sei schlechter, nicht so viel wert, und er hat recht. Hinter jeder Behauptung, Tommi, Jerome und ich, wir seien gleich, wirken andere Kräfte, soziale Kräfte, die uns unterschiedlich machen. Die uns besser und Tommi schlechter machen. Man kann darüber hinwegsehen und im alltäglichen Verkehr darüber hinweg handeln. Man kann tolerant und liebevoll sein, zuhören und verstehen. Doch sobald es um tatsächliche und wichtige Lebensentscheidungen geht, Beruf, Bildung, Wohnort, Familie, wird der Unterschied deutlich, erhebt sich dieser aus dem brummenden Nebel, der unsere Knöchel umspielt, dem überindividuellen Lebenshintergrund, den man sozialwissenschaftlich als Sozialstruktur bezeichnen kann und den man damit wahrscheinlich nicht in allen Aspekten erfasst. Dann wird erkennbar: Es gibt kein Geburtsrecht auf Anerkennung. Man muss sich diese erkämpfen. Und allein machen sie dich ein. Wie Tommi. Ich muss in keine Behindertenwerkstatt gehen, und diese ist nicht der Horizont meiner beruflichen Perspektiven. Ich

habe keinen gesetzlichen Betreuer, der für mich bestimmt und mit dem ich mich auseinandersetzen muss, um meine bürgerlichen Rechte wahrzunehmen. Ich werde nicht – zumindest nicht immer – mit komischen Blicken versehen, wenn ich am Tisch etwas Dummes sage, zumindest, wenn ich danach etwas halbwegs Kluges anschließen kann. Ich habe keine Angst, dass die Typen, die ich gerade am Späti kennengelernt habe, demnächst bei meiner Arbeitsstelle auftauchen, da sie mit »Behinderten« arbeiten, und mich verpfeifen könnten. Tommi ist anders, und das sagt er auch. Er ist nicht wie wir. Er ist behindert. Er ist schlechter. Darüber muss man nicht reden.

Marlowski

»Die weitaus am häufigsten gestellte Diagnose ist zugleich die unbestimmteste: »Geistige Retardierung leichteren, mittleren, schweren Grades, vermutlich infolge frühkindlicher Hirnschädigung unklarer Genese.« Als Ursache der oft nur vermuteten Hirnschädigung wird in solchen Fällen dann nachträglich – nachdem das Kind als »geistigbehindert« aufgefallen ist – ein angenommener Sauerstoffmangel bei der Geburt, eine unerkannt gebliebene Enzephalitis oder ähnlich Unbestimmtes verantwortlich gemacht: eine völlig unsichere, eine Verlegenheitsdiagnose also.«¹

Wenn man über Marlowski sprechen wollte, dann war das schwierig. Er war ein unwirklicher Kerl, ein Wandler, ein Nebulös, ein Ruf, der ihm vorauseilte. Über Marlowski existierten extreme Ansichten, die ihn zu einer Legende machten, des Fremden, fast Fürchterlichen. Gleichsam war er ein Schätzchen, ein Keks, zum Anbeißen, in derselben Zeit und in demselben Raum, in dem Marlowskis Unwesen entstand, schien gleichsam ein barmherziges Licht auf ihn und offenbarte, neben der dunklen, von Mangel gezeichneten Gesichtshälfte, das helle, fast bezaubernde Antlitz eines Engelchens. Marlowski war zwiegespaltene Person, eines dieser Mysterien, die man als selten vermutet, die in der [INST]² jedoch keine Seltenheit sind. Er war gespalten in dem Blick, der auf ihn fiel, wie viele andere in seiner unmittelbaren Umgebung. Marlowski war verdoppelte Wirklichkeit, Held und Bösewicht zugleich. Dazwischen, darüber, unumwunden, verflochten, Marlowskis Schicksal: unhörbar zu sein, außerhalb der Mauern, die ihn umgaben. Mauern, die sich um ihn errichtet hatten, nicht bezwingbar, da unsichtbar. Perfider als das Offensichtliche, schafft das Unsichtbare stets die Illusion von Freiheit. Es umschlingt,

wird spürbar nur, wenn man es überwinden will. Diese Mauern waren aus Konvention gemacht. Jeder wusste von ihnen, jeder half bei ihrer Errichtung mit. Sie waren angeblich notwendig, um den Rest der Menschheit zu schützen. Und sie machten die Insassen still.

Marlowski war stumm nach draußen, doch innerhalb der Mauern, da schrie er. Marlowskis Stimme war konstanter Groll. Er war der Orkan im Wasserglas. Ihn anzuhören, zu akzeptieren, das wusste man, war ein Fehler. Die ihn Umgebenden »wussten«, dass Zuhören nur verstärkte, was Marlowski nicht ertragbar machte. In ihren Berichten stand:

- M. ist verbal aggressiv, wenn er nach etwas verlangt, das er nicht haben kann
- M. uriniert an Hauswände
- M. kennt keine Grenzen, ist im Allgemeinen nicht zu lenken
- M. legt ein übermäßiges Suchtverhalten an den Tag (Tabak, Cola, Chips)
- M. hält sich nicht an Regeln (raucht bspw. in seinem Zimmer)
- M. ist schnell erregbar und wird dann verbal ausfällig
- M. onaniert im Wohnzimmer und lässt überall die vollgewaschenen Taschentücher rumliegen

Marlowksis Leben war Schandfleck, ein beständiges Fehlen. Aber doch, natürlich, liebevoll, erhaltens-, schützens-, pflegenswert. Marlowskis Leben war unmöglich: zerrissen gedacht, anders beschrieben als gefühlt, anders behandelt als gewünscht.

Was die ihn Umgebenden selbst umgab, war ein Phänomen des Hin und Her, ein Widerspruch und zugleich eine tiefe Furcht, die den Geist ergriff. Es war das *Dickicht*, so konnte man es nennen. Eine Form des Sehens und Denkens. Eine Form der sich wandelnden Illusion. Es war feinkörnig, verzwickelt, schrumpfend und

trotzdem unendlich in der Ausdehnung. Im Großen vielleicht, das zwischen Marlowski und den ihn Umgebenden lag, war er ein Ungebändigter. Er schluckte Chemie, die nicht zu Gehorsam wurde, stattdessen die Grenzen ihrer Allmacht offenbarte. Wissenschaft wurde lächerlich, zu einer Farce, und ohne das *Dickicht* hätten sie ihn schon lange verloren. Sie schrieben an ihre Ärzte:

Sehr geehrter Herr Dr. Koppel,

es ist fraglich, ob Herrn Marlowskis Medikation noch angemessen ist. In Hochphasen psychischer Erregung scheinen die Medis nicht anzuschlagen. An ruhigen Tagen schläft Herr Marlowski nachmittags ein und ist nicht mehr zu wecken. Jegliche Versuche schlagen fehl. Ist es vielleicht sinnvoll, ihn erneut in eine Klinik einzuweisen, um Nähergehendes zu überprüfen?

Mit freundlichen Grüßen

Die ihn Umgebenden

Da stob das *Dickicht* auf, in diesen Momenten der Not, und erzählte Geschichten von Marlowskis wahrer Natur, zumindest, was man dafür halten sollte. Es flüsterte den ihn Umgebenden zu, beschwor Ideen, unter anderem, dass Marlowski wildgeborren war, ein Mustang vielleicht oder ein Löwe? Den Umgebenden fielen Metaphern wie »Raubtier« ein, sie dachten ihn in Reiz-Reaktionen, sahen in ihm einen Wiedergänger des Pawlow-schen Hundes, sahen ihn aus einem anderen Reich entsprungen, zwischen Dschungel und Savanne. Marlowski war der Tiger im Käfig, mit blitzenden, gefährlichen Augen, auf und ab streifend, tödlich und dabei irgendwie elegant. Er war ein reines Bedürfniswesen, durch nichts anderes getrieben als den Trieb selbst

und in diesem gnadenlos, unbarmherzig. Zumindest darin war er berechenbar. Seine Familie wurde im *Dickicht* zu Zoowärtern, die seine Bedürfnisse viel zu schnell und anstandslos befriedigten. Seine Besuche dort – so das *Dickicht* – waren nichts weiter als Finanzmittelakquise. Sucht war Marlowskis Lebenswelt, in Qualm und Koffein und Fett. Das *Dickicht und dessen Behauptungen*, die aufstoben, machten Marlowski gefährlich, aber nahbar für die ihn Umgebenden. Das *Dickicht* machte ihn exotisch, und vielleicht war die Welt, die ihn umgab, einem Zoo nicht unähnlich, vielleicht waren Käfig und Fütterungszeiten notwendige Griffe, um ihm zu helfen. Die Wahrheit schien im Tierischen zu liegen. Trägt ein Löwe etwa Verantwortung dafür, wenn er reißt, wenn er schlingt, wenn er tötet? Kontrollierbar ist ein Löwe nur hinter Gittern. Unsichtbare Mauern. Das *Dickicht* wurde allen Beteiligten gefährlich. Denn es machte Sinn. Sie schrieben wieder:

Kennzeichnend für Herrn M. sind stereotypes, bizarres Verhalten. Es kann von einer Störung der zwischenmenschlichen Interaktion ausgegangen werden. Aufgrund seiner psychischen Erkrankung ist Herr M. nicht fähig, soziale Beziehungen auf normativ umgängliche Art und Weise zu etablieren oder aufrecht zu erhalten. Dieser Umstand ist nicht vorübergehender Natur, sondern weist chronische Züge auf. Herr M. benötigt einen beschützten Rahmen, enge Strukturen und professionelle Betreuung im Wohn- als auch Arbeitsbereich.

Keine Fußgängerzone war für ihn frei, nur in Begleitung. Kein Bürgersteig war sicher. Keine Parkanlage – in diese schiss er für gewöhnlich. Die Schlinge wurde enger. Das *Dickicht* veränderte sich erneut, stob auf und offenbarte an Marlowski eine andere Seite. Die ihn Umgebenden erkannten nun weitere Facetten seines Wesens, zumindest meinten sie das. Sie sahen Charme, ein freundliches Ge-

sicht, das Kind, das es zu umsorgen galt. Das Antlitz des Menschen Marlowski wurde sichtbar. Kann es sein? Er könnte doch? Wieso nicht? Das *Dickicht* wurde löchrig, und der Tiger konnte seinen Käfig verlassen, im Geiste jedoch nur der ihn Umgebenden. Ganzmensch. Ganzwesen. Sie dokumentierten: Besserung!

M. ist durchaus freundlich, wenn es ihm gut geht. Ebenfalls besitzt er die Kompetenz, sich in gewissen Situationen zu reflektieren, sein Handeln an seine Umwelt anzupassen. Seit der letzten Begutachtung ist M. durchaus kritikfähiger geworden. Die aggressiven Phasen nahmen deutlich ab. Er kann sinnfassend und zügig Texte lesen und verfasst schriftsprachlich einfache Sätze. Eine positive Prognose ist derzeit jedoch nicht gewährleistet. Herr M. ist im Gruppengeschehen nach wie vor schwer zu steuern.

Undurchdringlicher Staub, in jeder Ritze. Das *Dickicht* nahm eine weitere Form an, machte aus Marlowski weder Löwe, Tiger noch Mensch, sondern Maschine, mit Stellschrauben, Parametern, Lenkungsrichtung, Ausschlägen, Bewegungsenergie. Ein Automat mit klemmendem Getriebe. Wieso erfüllte er nicht seine Funktion? War die Steuerung defekt? Weil er behindert war? Und krank? Doch an welche Drähte musste man gehen, um die richtige Sicherung ab- oder gar einzuschalten? Die ihn Umgebenden entwarfen Pläne, erstellten Schemata, zeichneten Prozesse in unzähligen Baumdiagrammen. Marlowski wirkte vorübergehend durchschaubar, mit der richtigen Brille, mit Naturgesetzen. Und doch konnte man keine Kontrolle erringen. Alles versagte.

Es war klar für alle, die sich Gedanken darüber machten, dass Marlowski nicht richtig war, dort, wo er lebte. Er musste geeigneter untergebracht werden. Er war maßlos geworden. Er erhielt Taschengeld, wann es ihm beliebte, ging einkaufen, wann es ihm

beliebte, und dann überschritt er die Grenze seines eigenen Könnens. Er kaufte zu viel, vermüllte sein Zimmer, aß ungesund. Er überschritt die Grenzen, die er haben sollte, und diese brauchte er, verlaublich das *Dickicht*. Er konnte sich ja gar nicht mehr fangen – das konnte er nie – war sich selbst zu viel, alleingelassen, ohne Halt, trudelte hinab in das Irrsinnige, in das Unfassbare. Es war klar, dass er Halt brauchte, dass mehr Enge notwendig war. Schließlich war es bei einer berühmten Autistin³ auch so, dass sie sich, zur Beruhigung und zum Wohlfühlen, in eine selbstgebaute Quetschmaschine begab. Es musste ein veritables Bedürfnis von Menschen sein, Halt zu ersehnen, wenigstens im Maschinellen. Marlowski war nicht in der Lage, sich selbst eine Quetschmaschine zu bauen. Die Quetschmaschine mussten Menschen sein, die ihn umgaben, genauer konfiguriert, enger, strenger, haltgebender, kümmernder. Das *Dickicht* lief zur Höchstform auf. Marlowski musste gequetscht werden, weil es ihm dann endlich wieder gut gehen würde. Das wusste man, denn in früheren Zeiten des Quetschens, der kontrollierten Zuneigung und vor allem kontrollierten Zugänge zur Umwelt, funktionierte Marlowski, das wusste man aus Dokumenten, Berichten. Er war damals lauffähig, schnurrte wie ein Kätzchen, ohne Aussetzer oder Fehlzündungen. Und so verhieß das *Dickicht* erneut das Zauberreich der Mechanik, in dem einfache Gesetze herrschten und zu Frieden führten. Marlowski war ein Phänomen, ein Wandler, ein unwirklicher Kerl. Er war ein Fabelwesen.

Bevor die Metapher der Mechanik siegte, gab es einen Versuch. Einige wenige der ihn Umgebenden hatten eine Idee oder vielmehr ein Unbehagen. Sie wussten, dass etwas mit ihm geschehen musste. Vielleicht war es ihnen einen Moment möglich, durch das *Dickicht* hindurchzublicken. Man begann in seine Vergangenheit zu schauen. Konnte es dort etwas geben, Indizien, Beweise? Man versuchte, ein letztes Mal, einen Blick auf ihn zu

werfen, einen anderen. Einen menschlichen sogar? Man holte Macheten, von denen man nicht wusste, wie sie zu schwingen waren. Man begann, sich durch den Dschungel der Beschreibungen zu ihm vorzukämpfen. Man begann, in die Vergangenheit zu schauen:

- Sein Opa war wie ein Vater für ihn, ein Ersatz. Opa hatte Engelsgeduld
- Oma hetzte ihn gegen seine Mutter auf, sie würde sich nicht kümmern, ließe ihn ständig allein
- Mutter musste arbeiten, die Familie ernähren
- Mit vier Jahren konnte er immer noch nicht sprechen, dann fingen die Aggressionen an
- In der Schule wurde er gehänselt, weil er keinen Vater hatte und weil er Ausländer war
- Er war nie in der Regelschule
- Die heilpädagogische Förderung habe zunächst etwas gebracht
- Erst mit fünf Jahren begann er zu sprechen, ging zur Logopädie
- Er wusste nicht, was Gegenstände sind, hat bis zu zwei Jahren nicht nach diesen gegriffen
- Die Mutter musste ihm zeigen, wie man isst, er konnte schlucken, aber nicht kauen
- Er war ein ruhiges Baby, hatte nie geschrien, brauchte keinen Schnuller
- Seine Entwicklung war nicht altersgemäß
- Im Alter von fünf Jahren erhielt er das erste Mal Ritalin
- Mit neun Jahren war er nicht mehr zu bremsen, musste immer laufen, war immer unterwegs
- Ein Bus fuhr ihm über den Fuß, trotz Gips musste er sich bewegen

- Mit zwölf Jahren ging es zu Hause nicht mehr, er war der Mutter körperlich überlegen, hat ihr gedroht, sie zu schlagen
- In den Heimen war es immer schwierig, er war lauter als alle anderen, brüllte alle nieder

Es waren nur Fragmente, Schlaglichter, ungenügend, um das *Dickicht* zu durchdringen. Doch gelegentlich schienen sie hindurch, die Augenblicke, in denen mehr von Marlowski erkannt werden konnte, immer dann, wenn man darüber sprach, wenn man Vermutungen anstellte oder begann zu fragen: Ein Kind, das nicht sprechen kann, wird zu einem brüllenden Mann? Eine Entwicklung, die ausgesetzt war, entfaltete sich dennoch, explodierte und überholte ihn selbst? Die Hänseleien, die Ausgrenzung; die Medikamente, wie haben ihm diese zugesetzt? Die Ärzte beschrieben ihn in vier Sätzen:

- Sauerstoffmangel bei der Geburt
- Entwicklung: Laufen ein Jahr, Sprechen vier oder fünf Jahre, Sauberkeit drei Jahre
- Katatone Schizophrenie
- Borderline-Persönlichkeit

Durch welche Höllen ist er gegangen? Glücklicherweise gibt es Entwicklungsberichte. In der Schule sagte man:

- Ein Schüler, der entweder sehr unruhig ist und fast ununterbrochen spricht oder teilnahmslos, fast apathisch wirkt
- Er zeigt viele Tics, fragt seine Mitschüler ständig, ob sie seine Freunde seien
- Es war schwierig gewesen, Momente und Aufgabenfelder zu finden, in denen man ihm die für ihn dringend notwendige Anerkennung und positive Zuwendung zukommen lassen konnte.

»Willst du mein Freund sein?«

»Willst du mein Freund sein?«

»Willst du mein Freund sein?«

»Willst du mein Freund sein?«

»Willst du mein Freund sein?«

Das *Dickicht* und immer wieder das *Dickicht* ... noch bevor Antworten gefunden werden konnten, spitzten sich die Ereignisse zu: Marlowski verweigerte die Arbeit in der Werkstatt. Das war nicht tolerabel! Er aß vom sündigen Baum, machte den schlimmsten Fehler, in einer Welt, die nur aus Arbeit besteht. Indem er diese ablehnte, lehnte er die Welt ab, jeden und alles. Der Werkstattleiter schrieb:

»Herr Marlowski testet mal wieder seine Grenzen. Er arbeitet nicht mehr mit der Gruppe, sondern zieht sich in andre Räume zurück. Die effektive Arbeitszeit beläuft sich dahingehend auf maximal 1 ½ Stunden. Während dieser Zeit schafft er nicht einmal die Hälfte seines Pensums. An der Tagesordnung stehen ständige Provokationen und Drohungen, gegen das Personal und seine Kollegen. Seine Medikamente verweigert er konsequent. Ermahnungen wirken überhaupt nicht mehr. Auch der Einsatz der Polizei lässt ihn mittlerweile gleichgültig. Herrn Marlowski fehlt die Struktur. Seit dem Wohngruppenwechsel ist es schlechter geworden. Herr Marlowski bezieht alles auf sich, kann sich von anderen nicht abgrenzen, lässt sich nur schwer umlenken. Aggressionen gehen mittlerweile in Handgreiflichkeiten über, er wird körperlich aggressiv, schlägt andere Beschäftigte.«

»Es muss etwas geschehen«, rief das *Dickicht*, und Metaphern der Mechanik stieben ein letztes Mal aus ihm hervor. Er musste gesteuert werden, kontrolliert. Quetschen, quetschen, quet-

schen! Er musste umziehen, in eine Umgebung, eine Quetschmaschine aus Fürsorge und Tokenplänen⁴. Bis es ihm besser ging. Im Widerstreit dazu lag noch der begonnene Versuch des Verstehens, des Mitfühlens, er lag in seinen letzten Zügen. Die Frage nach Marlowskis Menschlichkeit schwebte gerade noch so umher, versuchte beantwortet zu werden, in einem anderen Umgang mit ihm: tägliche Gespräche, zur Reflexion. Die Möglichkeit, sich auszudrücken, gesehen zu werden, Unmut zu äußern, »Deals« mit den ihn Umgebenden zu machen. Ein kurzes Aufatmen. Beleidigungen, sicherlich. Doch man reagierte anders auf diese. Keine Sanktionen. Nur Gespräche. Ein Versuch, hilflos, aber das *Dickicht* verschwand für kurze Zeit, lauerte nur noch, an den Rändern der Aktionen, der Sitzungen, der Versuche, Tagebuch zu führen, der Versuche, Emotionen zu benennen, auszusprechen, statt diese herauszubrüllen. Marlowski genoss die Zuwendung. Oder tat er nur so? Nutzte er die Freiheiten aus, mit denen er nicht umgehen konnte?

Dickicht, Dickicht, Dickicht!

Vier Wochen, ein Versuch, mit Rückschlägen, mit kleinen Erfolgen. Doch im Hintergrund war Marlowskis Schicksal bereits entschieden, von höheren Mächten. Es gab Menschen in Marlowskis Umgebung, die über ihm standen, die handeln mussten oder meinten, handeln zu müssen, und die schließlich entschieden: Der Umzug muss stattfinden! In den geschlossenen Bereich, das Quetschparadies vor Ort, das einzige Paradies, in das niemand gelangen möchte. Dafür galt es Berichte anzufertigen, nach guten Gründen zu suchen. Besseren Gründen als der Theorie aus dem *Dickicht*, wonach man Menschen wie Marlowski einfach quetschen musste, weil sie Menschen wie Marlowski waren. Das *Dickicht* sprach im Kreis und mit ihm die ihn Umgebenden. Lief er neulich nicht mitten auf der Straße herum? Mit Kopfhörern? Bemerkte die hupenden Autos nicht? Das ist Selbstgefährdung!

Eindeutig! Schreiben Sie das in den Bericht! »Das kann ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren.« Ein kurzer Aufschub, weil man sich noch weigerte, das Quetschen als die einzige Lösung hinzunehmen. Dann ein Ultimatum: Wenn er seinen Werkstattplatz behält, kann er in seiner alten Wohngruppe bleiben. Falls nicht, zieht er um. Ein Ultimatum, das keinen Widerspruch duldete. Ein cleveres Ultimatum, denn der Rauswurf aus der Werkstatt war sicher, eine Frage der blutigen Mathematik der Zeit. Der Versuch lief weiter. So lange, bis die Erwartung eintraf, das Quetschen begann und das Toben des Marlowski und das Quetschen und das Toben und so weiter.

Marlowski war ein unwirklicher Kerl, ein Wandler, ein Nebulös, ein Ruf, der ihm vorauseilte, Phantom, fleischgewordener Mythos, irgendwie multiexistent. Marlowski explodierte, beschimpfte, bedrohte. Er erkämpfte sich kleine Siege und große Niederlagen. Man sieht ihn nicht mehr so häufig. Aber hören wird man ihn immer. Dieses Brüllen ...